

Heidi Bergen

Ideen zur Ermutigung

Abstract

Bei Ermutigung, der wertschätzende Stellung- und Anteilnahme zum bzw. am Leben anderer, handelt es sich weniger um die Bewertung einer erfolgreichen Leistung auf Basis eines naiv-positiven Menschenbildes, als vielmehr um eine positive, konstruktive Grundhaltung. Die dafür erforderlichen Fähigkeiten sind erlernbar, z.B. im Rahmen des Encouraging-Trainings nach Schoenaker. Dieses fußt auf den theoretischen Grundlagen und Erkenntnisse der Individualpsychologie, die in ihren Grundzügen im Rahmen des Beitrags vorgestellt und im Hinblick auf ihre Konsequenzen für pädagogisches Handeln erläutert werden.

Inhalt

1. Zum allgemeinen Verständnis des Begriffs „Ermutigung“
2. Grundlagen und Erkenntnisse der Individualpsychologie

1. Zum allgemeinen Verständnis des Begriffs „Ermutigung“

Zu Beginn meines Vortrags möchte ich dem Begriff „Ermutigung“ einen besonderen Stellenwert beimessen und zunächst auf die irrtümliche und leichtfertige Verwendung dieses Begriffs zu sprechen kommen. Bei der Ermutigung handelt es sich nicht um eine einfach zu erlernende Technik, die sich einerseits in dem gutem Zureden und Beschönigen der Lebensumstände meines mutlosen Gegenübers äußert oder andererseits in dem Schönreden von gesellschaftlichen Missständen und Ungerechtigkeiten zum Ausdruck kommt. Nach dem Motto: „Wenn du nur positiv denkst, ist und wird alles gut.“

Wie schwierig es sich tatsächlich darstellt, einen anderen zu ermutigen, belegen viele Beispiele aus der Praxis, wo wohlgemeinte Ermutigung nicht als solche verstanden wird, sondern eher als Entmutigung ankommt! So verbinden gerade Erwachsene gegenüber Kindern häufig eine ermutigende Aussage mit einem folgeschweren Nachsatz, etwa: „Schön, dass du dich so dafür interessierst, ich wünschte nur, du würdest dich auch für andere Dinge mehr interessieren!“; „Du hast dein Zimmer aber schön aufgeräumt, wenn du das nur immer so tun würdest!“; „Eigentlich sind deine Leistungen gar nicht so schlecht!“

Auch einschränkende Wörter wie „eigentlich“ und „aber“ machen den Empfänger stutzig und lassen ihn wie im Fall von Negationen in die andere Richtung denken, nämlich dass die Leistung letztlich eher als schlecht empfunden wird. Ferner können Aussagen wie „Das wird schon wieder!“ oder „Du schaffst das, das weiß ich!“ auf einen verunsicherten Menschen, der nicht von sich und seinem Können überzeugt ist, entmutigend wirken, nämlich wenn der Empfänger diese saloppen, aufmunternd gemeinten Aussagen mit dem Druck verbindet, den Erwartungen seines Gegenüber nun gerecht werden zu müssen.

Auch das häufige Loben von guten Leistungen oder Taten ist nicht mit Ermutigung gleichzusetzen. Übertrieben angewandt kann es einerseits das Kind dazu veranlassen, nur noch dann handeln zu wollen, wenn es gelobt wird und somit eine emotionale, auf Leistung bezogene Abhängigkeit erzeugen. Kinder, die zu oft gelobt werden, neigen dazu, ihr Selbstwertgefühl von der Wertschätzung anderer abhängig zu machen. Andererseits kann es die Angst eines Kindes verstärken, die an das Lob geknüpfte Leistung das nächste Mal womöglich nicht erbringen zu können. Loben zielt immer auf die Beurteilung einer Leistung und/oder einer Person ab. Es stellt sich qualitativ als Unterschied heraus, ob ich zu einem Kind sage: „Du kannst so gut Klavier spielen, aus dir wird noch ein großer Pianist!“ und mit dieser Bewertung einen Erwartungsdruck erzeuge oder dem Kind mitteile: „Ich mag deine Art, Klavier zu spielen!“ In dem zweiten Beispiel vermittele ich dem Kind mein Interesse an seiner Art des Spielens und die Anerkennung seines Engagements, mit dem es sein Instrument spielt. Dies kann bewirken, dass es weiterhin bestrebt ist zu lernen und zwar ohne den Druck der Überbewertung.

Ermutigung bezieht sich mehr auf das Handeln einer Person, ist wertschätzende Stellung- und Anteilnahme und weniger die Bewertung einer erfolgreichen Leistung. So ist Ermutigung auch das einzige Prinzip, das wirklich weiterhilft, wenn ein Kind/Schüler mit einer schlechten Leistung konfrontiert wird. Bei der Ermutigung geht es weniger um einen einzelnen Akt auf der Basis eines naiv-positiven Menschenbildes, als vielmehr um eine positive und konstruktive Grundhaltung oder Grundorientierung. Neben der liebevollen Selbstannahme, der Selbsterkenntnis in Verbindung mit Selbsterziehung sowie der Wertschätzung der eigenen Fähigkeiten wird diese Haltung vor allem von dem grundsätzlichen Glauben an das Gute im Menschen getragen. Dieser findet Widerhall in der Annahme meiner Mitmenschen und ihrer Andersartigkeit, des Interesses für und des Vertrauens in ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten.

Rudolf Dreikurs bezeichnet Ermutigung sogar als eine Kunst, „denn sie besteht aus mehr als einer einzelnen Handlung und drückt die ganze gegenseitige Beziehung zwischen Personen aus (...). Es kommt nicht darauf an, was man sagt oder tut, sondern wie es getan wird“ (1967, 76). Ermutigung äußert sich vor allem aktiv in ermutigenden Verhaltensweisen, die von meinem Gegenüber dann auch als solche empfunden werden. Die Fähigkeiten, die sich sowohl in einer ermutigten als auch in einer ermutigenden Haltung widerspiegeln, sind erlernbar und anwendbar. Eine Grundlage dafür bildet u.a. das Encouraging-Training nach Schoenaker, ein individualpsychologisches Lernmodell, in dessen Zentrum die Idee der Ermutigung steht. In zehn Einheiten werden in Form von Theorie und praktischen, gut in den Alltag zu integrierenden Übungen soziale Fähigkeiten erweitert und trainiert.

2. Grundlagen und Erkenntnisse der Individualpsychologie

Die Verwendung des Begriffs der Ermutigung in der Psychologie und Pädagogik geht auf Alfred Adler (1870-1937), den Begründer der Individualpsychologie, und seinen berühmten Schüler, den Psychiater Rudolf Dreikurs (1897-1972) zurück.

Eine wesentliche Grundlage für Ermutigung bildet ein positives Menschenbild. Das Menschenbild der Individualpsychologie (im folgenden „IP“) beruht wie jedes andere auch auf verschiedenen Grundannahmen darüber, wie der Mensch sich selbst, die anderen und die Welt im Allgemeinen beurteilt, allerdings mit dem Unterschied, dass der Mensch hier als eigenverantwortliches, selbstbestimmtes und vor allem soziales Wesen betrachtet wird, das sich nur durch die Gemeinschaft mit anderen Menschen

gesund entwickeln, persönlich wachsen und zufrieden leben kann. Dieses positive Menschenbild bezeichnet den Menschen als gleichwertig, was besagt, dass jedem Menschen unabhängig von Rasse, Nationalität, Geschlecht und Bildung die gleiche Würde, der gleiche Wert innewohnt. Ein hilfreiches Bild spezifiziert diesen Begriff: Auf großen Schiffen braucht man einen Kapitän, Matrosen, einen Koch, Maschinisten und viele andere. So verschieden ihre Aufgaben auch sind, so wichtig und unverzichtbar ist jeder Einzelne von ihnen, denn jeder trägt mit seinen individuellen Fähigkeiten, wozu auch die Fähigkeit zur mitmenschlichen Zusammenarbeit zählt, dazu bei, dass das Schiff sein Ziel erreicht.

Das positive Menschenbild der IP rückt diese in jedem Menschen veranlagte Grundorientierung in den Vordergrund, die Adler mit dem Begriff Gemeinschaftsgefühl umschrieb: gemeint ist die soziale Verbundenheit mit allen Menschen sowie alle erstrebenswerten Fähigkeiten und Verhaltensweisen, die Ausdruck von Mitmenschlichkeit und Zusammenarbeit sind. Demnach verfügt der Mensch über Fähigkeiten und Stärken, die er zum eigenen wie zum Wohle der Gemeinschaft einsetzen möchte. Je besser das Gemeinschaftsgefühl des Einzelnen entwickelt ist, desto mehr fühlt er sich zugehörig und kann beitragen, ohne sich zu fragen, wie er wohl bei anderen ankommt, desto wichtiger ist es ihm, sich sozial, d.h. mitmenschlich zu engagieren. So geht es in der Arbeit mit Menschen auch immer darum, das jeweilige Gemeinschaftsgefühl des Einzelnen auszubauen und zu stärken, von der Ich- zur Wir-Bezogenheit hinzuführen. Je weniger das Gemeinschaftsgefühl, das auch mit „sozialem Interesse“ gleichgesetzt wird, ausgebildet ist, desto weniger kann ein Mensch sich auf andere einlassen und kreativ beitragen, desto mehr kreist er gedanklich um sich selbst und zieht sich von anderen zurück, desto weniger zugehörig fühlt er sich zu anderen Menschen.

Nach Adler ist das Streben nach Zugehörigkeit das vorrangigste Ziel des Menschen, sozusagen ein existenzielles Grundbedürfnis. „Wenn ein Kind mit der Überzeugung aufwächst, dass es dazu gehört, und in der Familie und folglich in der größeren Gemeinschaft einen Platz hat, wird es sich bemühen, zum Wohle der Gemeinschaft beizutragen = für das Wohl der Gruppe nützlich zu sein“(Eva Dreikurs 1988). Kinder fühlen sich nicht allein deshalb zugehörig zu ihrer Familie, weil sie in diese hineingeboren wurden, sondern vor allem dann, wenn sie spüren, dass sie dort einen Platz haben, von dem aus sie wahrgenommen, wertgeschätzt und gefördert werden und sich in ihrer eigenen Art, auch auf der Grundlage eigener Entscheidungen, weiterentwickeln dürfen. Durch Ermutigung wird ihr Zugehörigkeitsgefühl gestärkt und die Fähigkeit geweckt, konstruktiv beitragen zu wollen. Kinder, Jugendliche, die sich nicht zugehörig fühlen, fangen an zu stören, um auf sich aufmerksam zu machen, führen Machtkämpfe oder gar Rachefeldzüge, um ihr Dazugehörenwollen zu erzwingen, nach dem Motto: Besser negativ auffallen als gar nicht. Sie nehmen lieber eine noch nicht besetzte unbeliebte Rolle ein, als keinen Platz in der Gruppe zu finden! Schlimmstenfalls resignieren sie. Wenn wir uns die eigentlichen Gründe ihres Störverhaltens bewusst machen könnten, wäre es möglich, ihnen anders zu begegnen, ihre Angriffe weniger gegen uns als Person zu werten, als vielmehr einen Ausdruck ihrer eigenen Entmutigung und des Strebens nach Zugehörigkeit darin zu sehen. Der Grad unseres Zugehörigkeitsgefühls hängt davon ab, welches Ausmaß an Ermutigung oder Entmutigung wir bereits in unserer Kindheit erfahren haben und was davon überwog. Alle sozialen Lebensbereiche sind durchdrungen von dem Streben nach Zugehörigkeit.

Alfred Adler beschrieb drei soziale Lebensaufgaben, mit denen der Mensch ein Leben lang beschäftigt ist und von deren zufriedenstellender Bewältigung sein Glück und im umgekehrten Fall sein Unglück abhängt: „Liebe“, „Arbeit“ und „Gemeinschaft“. In allen drei Bereichen geht es um die Frage, wie ich hier meine Beziehungen jeweils zum eigenen und zum Wohle der anderen gestalte. Die Lebensaufgabe „Liebe“ erstreckt sich auf meine Partnerschaft, meine Kinder und Herkunftsfamilie. In der Lebensaufgabe „Arbeit“ geht es um meine beruflichen Beziehungen, aber auch um die Gestaltung der Freizeit als Ausgleich zum Beruf. Die Lebensaufgabe „Gemeinschaft“ bezieht sich auf alle Kontakte zu Menschen innerhalb meines sozialen Umfeldes sowie auf meine sozialen Interessen und Tätigkeiten. Aus individualpsychologischer Sicht sind die sozialen Probleme auf einen fehlerhaften Umgang mit diesen Lebensaufgaben, auch im Sinne von Anpassungsschwierigkeiten, zurückzuführen. Fehler begehen wir vor allem dann, wenn wir uns nicht zugehörig fühlen.

Ferner geht die IP davon aus, dass die Qualität der sozialen Beziehungen von dem in der frühen Kindheit gebildeten Lebensstil des Einzelnen bestimmt wird. Der Lebensstil gründet sich auf die individuellen Erfahrungen des Kindes mit familiären Auffassungen, Werten, Regeln und Umgehensweisen sowie seiner jeweiligen Position in der Geschwisterreihe, aus denen es ca. bis zum 6. Lebensjahr seine ganz eigenen Meinungen und Vorstellungen von sich und der Welt ableitet. Demnach sind es weniger die äußeren Einflüsse und Bedingungen, die für die persönliche Lebensanschauung des kleinen Kindes verantwortlich sind, als vielmehr die eigene Bewertung, die es dazu abgibt. Das Kind verfügt noch nicht über die Fähigkeit, seine Erlebnisse und entsprechenden Eindrücke zu reflektieren, geschweige denn zu analysieren, es entwickelt seine private Logik, zieht seine eigenen, oft irrtümlichen und fatalen Schlüsse und bildet aufgrund seines eingeschränkten Erfahrungshorizontes starre, festgefügte Meinungen heraus, die u.a. den Lebensstil formen, darin enthalten sind aber auch alle nützlichen Einstellungen und Verhaltensweisen.

„Der Lebensstil entsteht aus dem unbewussten Plan, den das Kind bei der Lösung bestimmter Probleme für wirksam befunden hat“ (Dreikurs/Dinkmeyer 2004, 52). Hat es sich seine Meinungen, auch im Sinne von Fehleinschätzungen, erst einmal gebildet, neigt es dazu, danach zu handeln und zu leben und sie zu Richtlinien für das Verhältnis zu seinen Mitmenschen zu machen. „Genauso kann man feststellen, dass ein Kind, das bereits falsche Vorstellungen entwickelt hat, sich dauernd in Geschehnisse verwickelt, die seine bereits bestehende Meinung von sich selbst immer wieder bekräftigen“ (ebd., 35). Die früh erworbenen Denkmuster gehen einher mit inneren Dialogen, die als an sich selbst gerichtete Botschaften bis ins Erwachsenenalter erhalten bleiben und Auskunft geben über die Qualität unserer frühen Beziehungen. Im Encouraging-Training wird an diesen, zumeist negativen Selbstgesprächen in der Form gearbeitet, als sie in hilfreiche, ermutigende Selbstbotschaften verwandelt werden können. Beispiel: Anstatt: „Halt´ dich mit deiner Meinung zurück und lass´ lieber die anderen zu Wort kommen“, könnte ich zu mir selbst sagen: „Ich bring´ mich gerne ein, denn ich habe etwas zu sagen!“

Da nach Adler alles menschliche Handeln zweckorientiert bzw. zielgerichtet ist, probiert das Kind schon früh Verhaltensweisen aus, mit denen es bestimmte Ziele, die es für nützlich hält, erreicht: so weint es, um Nahrung zu erhalten oder lacht, um positive freundliche Reaktionen hervorzurufen etc. Aber auch aus seinen Fehleinschätzungen und Irrtümern leitet es Ziele ab und zwar die weniger nützlichen. Bei allem, was es tut, wird es jedoch immer von dem grundlegenden Ziel angetrieben, einen Platz in der Gruppe zu finden, sich zugehörig zu fühlen. Der früh gebildete Lebensstil

ist nur durch eigene Bewusstwerdung veränderbar und bildet die Ausgangsbasis für unser Verhalten. Um Menschen, mit denen wir beruflich zu tun haben, besser verstehen zu können, ist es hilfreich, gerade die hemmenden, blockierenden Aspekte ihres Lebensstils und die weniger nützlichen, zumeist unbewussten Ziele ihres Verhaltens in Erfahrung zu bringen.

Rudolf Dreikurs, der die Erkenntnisse der IP vor allem im pädagogischen Bereich erweitert und verbreitet hat, beschrieb vier Ziele des kindlichen Störverhaltens, die einzeln, miteinander oder mit anderen kombiniert in Erscheinung treten können.

Das erste Ziel - „Aufmerksamkeit erregen“ - spielt schon im Kleinkindalter eine große Rolle und wird dann problematisch, wenn Kinder keine Möglichkeit mehr sehen, auf andere Weise Erfolg zu haben und wahrgenommen zu werden. Dann erzwingen sie über lautstarke, unruhige Aktionen, häufiges Dazwischenreden, das Werfen von Gegenständen u.a. negative Aufmerksamkeit, da ihnen diese lieber ist, als nicht beachtet zu werden. In der Schule kann sich dieses Verhalten dann z.B. in Form von hyperaktivem Auftreten, Clownerie und sonstigen Störaktionen fortsetzen. Die Ziele ernst zu nehmen und ihnen die konstruktive Seite zu entlocken, stellt eine große Herausforderung für jeden Pädagogen dar, das könnte in diesem Fall bedeuten, dem Kind auch Anerkennung und Beachtung zu zollen, aber nur für seine konstruktiven Beiträge und zwar auch für die kleinsten Versuche und Fortschritte in die erwünschte Richtung.

Das zweite Ziel - „über Machtkämpfe Überlegenheit demonstrieren“ - beginnt dort, wo Kinder häufig mit Druck und Zwang durch elterliche Drohungen und Bestrafungen konfrontiert werden. Sie setzen dem erwachsenen Überlegenheitsstreben ihre eigene Überlegenheit entgegen, die sie nach und nach ausbauen und schließlich Situationen provozieren, in denen sie diese ausspielen können. In der Schule haben wir es in der Regel dann mit recht aggressiven, regelresistenten Kindern/Jugendlichen zu tun, die „gerne“ bestehende Werte hinterfragen und sich hartnäckig weigern, den Erwartungen anderer nachzukommen. Hier könnte dem Geltungsstreben evtl. positiv Rechnung getragen werden, indem diesen Kindern verantwortungsvolle Aufgaben übertragen werden, die sich jedoch auf das Wohl der Gemeinschaft beziehen sollten. So könnte ihnen das Angebot gemacht werden, sich als Streitschlichter oder Klassensprecher positiv einzubringen. Damit das gemeinsame Lernen fruchtet und es nicht zum Machtmissbrauch kommt, könnte ihnen ein/e Berater/in zur Seite gestellt werden. Kinder/Jugendliche in angemessener Weise als Helfer/innen, Berater/innen oder Tutoren/innen einzusetzen, kann u.a. dazu beitragen, dass sie wieder mehr Selbstvertrauen gewinnen und einen Platz in der Gruppe finden.

Eskalieren die Machtkämpfe, führen sie häufig zu gegenseitiger Feindseligkeit mit dem dritten Ziel - „Vergeltung üben“. Da solche Kinder durch selbst erlittene Verletzungen, Missachtung und Erniedrigung zutiefst entmutigt sind, fühlen sie sich getrieben, sich an anderen dafür zu rächen. Sie verhalten sich äußerst aggressiv und verletzend, wirken scheinbar gleichgültig gegenüber dem Leid anderer und finden oftmals nur in Cliques gleichgesinnter Außenseiter Halt. Sie haben es verinnerlicht, abgelehnt zu werden, wobei ihnen oft nicht bewusst ist, dass sie selbst alles dafür tun.

In der vierten Zielgruppe geht es um Kinder/Jugendliche, die aufgrund ihres tiefen Entmutigseins ihre Anstrengungen und Hoffnungen auf Erfolg gänzlich aufgegeben haben und nun ihre angebliche „Unzulänglichkeit zur Schau stellen“, auch um gewissen Anforderungen nicht mehr nachkommen zu müssen. Zu dieser Gruppe zählen die meisten sogenannten Schulversager. Es erfordert in jedem Fall sorgfältiges Beobachten, viel Geduld, auch mit sich selbst, und die Fähigkeit der teilnehmenden und

unterstützenden Begleitung in Verbindung mit dem Glauben an das grundsätzlich Gute im Menschen, um den eigentlichen Zielen, die sich hinter problematischem Verhalten verbergen, auf die Spur zu kommen. Doch wie Alfred Adler bereits sagte: „Selbst unter den schlimmsten Umständen steht immer ein bestimmter Zugang offen – den wir freilich entdecken müssen“ (1976, 101).

Ein wesentlicher Anhaltspunkt zur Erfassung von Zielen bildet auch die Wirkung, die das problematische Verhalten auf uns selbst ausübt, und die Art, wie wir für gewöhnlich darauf reagieren würden. Sind wir genervt, wollen ermahnen und zurechtweisen, haben wir es in der Regel mit ungebührlicher Aufmerksamkeit zu tun; fühlen wir uns in unserer Autorität hinterfragt und herausgefordert, unsere Stellung zu untermauern, geht es um Machtkämpfe etc. „Am besten ist es oft, nicht das zu tun, was das Kind erwartet, das heißt, nicht seinem ersten Impuls zu folgen, sondern das ‚Gegenteil‘ davon zu tun“ (Dreikurs 2004, 71). Beispiel: Einem Schüler, der vieles besser zu wissen meint und die Lehrerin häufig unterbricht, könnte evtl. wie folgt begegnet werden: „Schön, dass du dich einbringst, ich interessiere mich für deine Meinung, die ich gerne im Anschluss an das, was ich zu sagen habe, hören würde!“

Wenn für das Kind/den Jugendlichen die Möglichkeit besteht, in einer anderen Gruppe, z.B. in seiner Klasse, andere Erfahrungen machen zu dürfen als die, die es verinnerlicht hat, Erfahrungen, die sich auf Interesse und der Wertschätzung gegenüber seiner Person sowie den Glauben an seine Fähigkeiten und seinen grundsätzlichen Wert gründen, die ihm dazu verhelfen, ein gleichwertiges Gruppenmitglied zu werden, dann kann es/er lernen zu vertrauen und die Chance zur positiven Veränderung ergreifen. „Der Vorgang der Er- oder Entmutigung manifestiert sich also in der veränderten Meinung, die ein Mensch von sich und seinen Erwartungen hat. Wird er veranlasst, mehr und Besseres von sich zu erwarten, so wird er ermutigt. Verstärken sich seine Selbstzweifel, wird er entmutigt“ (Dreikurs/Dinkmeyer, 66). Ferner ist es hilfreich, bereits Kinder darauf hinzuweisen, dass wir nicht Opfer unserer Lebensumstände sind, sondern dass wir über die Fähigkeiten verfügen, unser Leben selbst zu gestalten und eigenverantwortlich zu handeln, was nicht beinhaltet, sich nur eigenen Interessen zu widmen, ohne dabei Rücksicht auf andere zu nehmen, sondern sich der Folgen seines Verhaltens bewusst zu werden und neue konstruktive Entscheidungen zu treffen, auch im Sinne von positiven Verhaltensänderungen. Wenn Kinder/Jugendliche auf vielfältige Art Erfahrungen sammeln können, dass sie mitgestalten dürfen, können sie ihre Opferrolle oder andere problematische Positionen aufgeben und selbst aktiv werden. Dabei bedürfen sie aber der Unterstützung und Begleitung von uns Erwachsenen. Nach Dreikurs ist Ermutigung „die Fähigkeit, Selbstvertrauen einzuflößen.“

Mit einer ermutigenden Grundhaltung richten wir den Blick vor allem auf die Stärken unseres Gegenübers und erkennen bereits sein Bemühen und kleinste Fortschritte an. Wir führen weg von der bestehenden Fehlerbezogenheit, indem wir Fehlern weniger Bedeutung beimessen. Diese Grundhaltung kann nur aus einer fruchtbaren persönlichen Auseinandersetzung mit sich selbst und anderen Menschen gewonnen werden. In Verbindung mit Selbstermutigung kann daraus die Fähigkeit der Ermutigung anderer erwachsen. Denn nur wer sich selbst ermutigen kann, ist auch imstande, andere zu ermutigen. Im Encouraging-Training geht es daher immer um diese beiden Bereiche, um Selbstermutigung und Fremdermutigung.

Ich möchte meinen Vortrag mit einem Zitat beenden, und zwar aus der Abiturrede des Schulleiters eines Abendgymnasiums in Essen, das u.a. von vielen Migranten erfolgreich besucht wird.

„Liebe Festgemeinde: ‚Yes, we can.‘, und ‚I have a dream.‘ - an diesem Prinzip der Ermutigung muss sich die pädagogische Arbeit an unseren Schulen orientieren. Wir sehen immer erst das, was du gut kannst und nicht das, was du nicht gut kannst. Wenn du fällst, richten wir dich auf. Wenn du krank bist, dann schicken wir dir die Unterlagen per E-Mail. Wenn du eine schlechte Arbeit schreibst, dann fördern wir dich, damit du die nächste besser schreibst. Wenn du Probleme hast, dann lösen wir die Probleme hier und schieben dich nicht ab. Wir wollen die Integration und nicht die Selektion, nicht die Entmutigung, sondern die Ermutigung“ (Nikolaus Groß Abendgymnasium 2008).

Literatur

Adler, Alfred. 1976. Kindererziehung. Frankfurt/M.

Dreikurs, Rudolf. 2004. Psychologie im Klassenzimmer. Stuttgart.

Dreikurs, Rudolf; Dinkmeyer, Don. 2004. Ermutigung als Lernhilfe. Stuttgart

Frick, Jürg. 2007. Die Kraft der Ermutigung. Bern.

Nikolaus Groß Abendgymnasium. 2008. Abiturrede des Schulleiters. Essen. Im Internet unter http://www.abendgymnasium-essen.com/archiv/2008-12-12_nadorf-abiredede.htm [besucht am 22.07.2010]

Schoenaker, Theo. 2004. Mut tut gut. Bocholt.

Schoenaker, Theo. 2006. Das Leben selbst gestalten. Bocholt.

Keywords

Ermutigung, Individualpsychologie, Encouraging, Alfred Adler, Rudolf Dreikurs

Angaben zur Autorin

Bergen, Heidi, Diplom-Sozialpädagogin, Encouraging-Trainerin, Oldenburg